

Hannsdieter Loy war Amateurboxer, Jetpilot, Kommandeur in einem Kampfgeschwader und Direktor in der Industrieversicherung, bevor er sich ganz der Leidenschaft widmete, die ihn schon immer begleitet hatte: dem Schreiben. HDL lebt dort, wo es zuverlässig Bluttaten gibt: im Rosenheim-Cops-Land.

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

HANNSDIETER LOY

Jenseits von Rosenheim

OBERBAYERN KRIMI

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: foottoo/Depositphotos.com

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2017

ISBN 978-3-7408-0192-2

Oberbayern Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

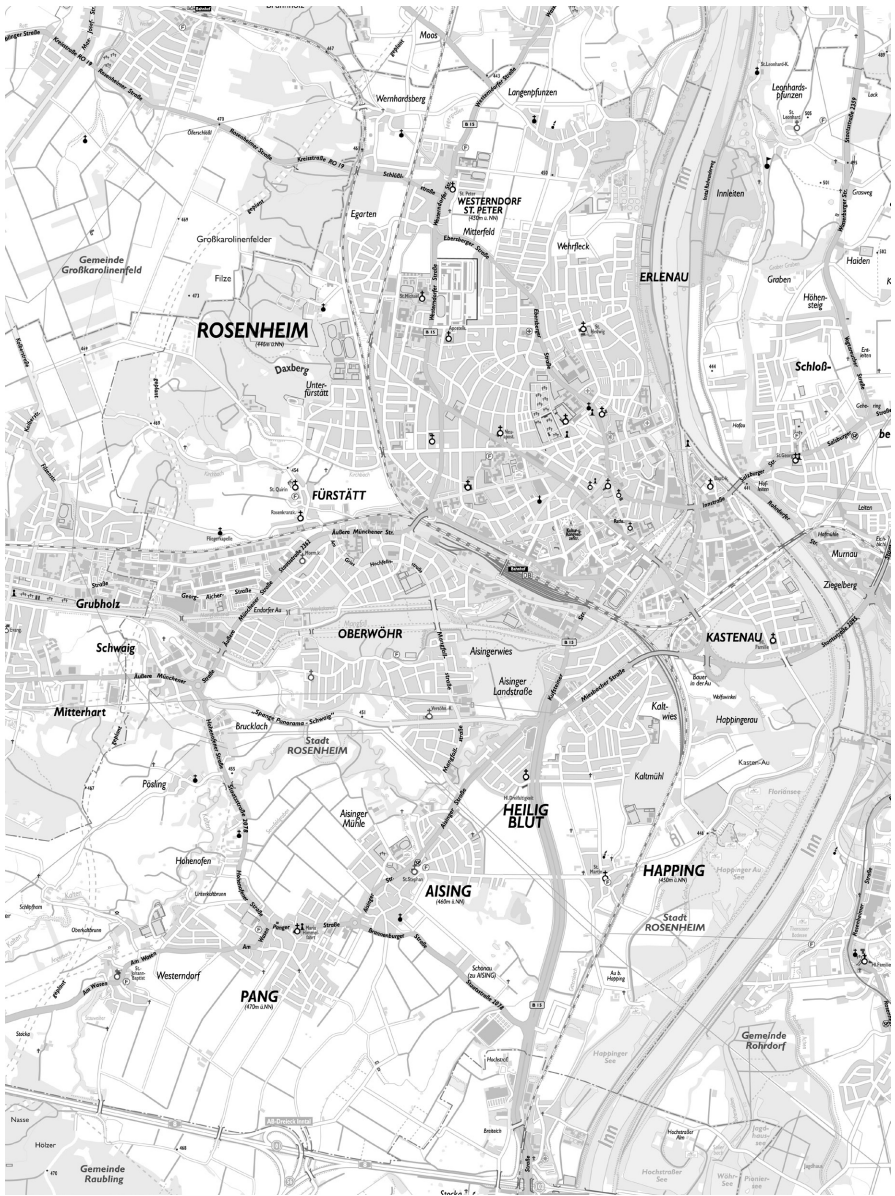
Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

Der Abdruck des Stadtplans auf Seite 6 erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Kartografischen Verlags Huber & Steuerer, Kiefersfelden.

*Happiness is like a butterfly:
the more you chase it, the more it will elude you;
but if you turn your attention to other things,
it will come and sit softly on your shoulder.*

vermutlich Henry David Thoreau (1817–1862),
übermittelt von G. K.



Viele Jahre zuvor

Die Leiche lag in einem tiefen Abgrund, der steiler war als eine Senke, von formlosen Steinen umgeben, als hätte man damit den toten Körper beworfen. Die Kleidungsstücke des Kinds waren mit einer Raureifschicht bedeckt. Die bizarre Haltung ließ auf einen schnellen Tod schließen. Arme und Beine standen auf eine unnatürliche Art vom Körper ab, die Knochen mussten mehrfach gebrochen sein. Hose und Pullover waren zerrissen, zerfetzt, ebenso die Haut und das Fleisch an den Knien, den Schultern und der Brust. Die linke Seite des Kopfes war zertrümmert. Die sturmtumtosten Felsen waren tückisch. Hoch aufragend, dreißig, vierzig Meter über Grund, steil abfallend, wild geschachtelt und dramatisch zerfurcht, so porös und scharfkantig, dass schon ein Sturz aus geringer Höhe verheerend war.

Das Hervorstechende allerdings war die Tatsache, dass es sich bei dem kleinen Schorschi um den Sohn des damaligen Chefs der Münchener Mordkommission handelte.

Sein Schorschi. Die Rotspitz. Zwei Namen, die sich unauslöschlich in Josef Ottakrings Hirn eingebrannt hatten. Der eine war sein neunjähriger Sohn, der andere der vieltausendjährige Berg, den er mit ihm besteigen wollte. Die Rotspitzbegehung galt immer als zwar anstrengende, doch ungefährliche Wanderung. Wenn da nicht dieses tückische Schotterfeld gewesen wäre.

Sie waren erst mittags aufgebrochen, weil Johanna, Ottakrings damalige, erste Ehefrau, unbedingt noch in der Früh mit ihnen einkaufen gehen wollte. Johanna hatte etwas dagegen, dass ihr Mann mit ihrer beider einzigem Sohn auf den Berg gehen wollte. Doch vom Schorschi kam heftiger Widerstand, und Josef konnte sich mit seiner Hilfe gewaltlos durchsetzen.

Um halb zwei marschierten sie vom Parkplatz aus los. Feidlerhütte, Hirschalm, Antoniuskircherl, an den Schrofentwänden entlang, Aufstieg durch Hochwald zum Gipfel auf achtzehnhundert Meter.

»Papa, ich hab Durst!«

Schorschis Flehen kam so sicher wie das Amen nach dem Gebet. Der Papa hatte eine Riesenflasche Wasser dabei, doch der Bub pflegte seinen Durst immer bis zur ersten Jausenstation aufzuheben. Klaglos besorgte Josef den obligatorischen Almdudler für seinen Sohn. Schorschi trank die Flasche in zwei Zügen leer.

»Ahhhh, fertig! So, jetzt können wir wieder gehen. Abmarsch, Papa!«

Mit einem dicken Schmunzeln nahm der Vater seinen Sohn in den Arm und band ihm die Schnürsenkel fest. Wegen der modernen Klett-, Zieh- und Dehnverschlüsse an den Schuhen konnte die Jugend keine Schleifen mehr binden.

Der Schorschi strotzte nur so vor Unternehmungslust, und der Papa hatte seine reine Freude an ihm. Am Gipfelkreuz hielten sie sich nicht lange auf, sie wollten unten sein, bevor es dunkel wurde.

Bergab wählten die beiden einen anderen Weg als bergauf. Er führte über fette Almen, vorbei an vereinzelt Felsblöcken und schräg zu einem Schotterfeld, das so breit war, dass man es weithin sogar vom Tal aus erkennen konnte. Josef Ottakring ging voraus und hatte ein ständiges Auge nach hinten. Schorschi war ein sicherer Geher. Er hielt sich zuverlässig an den schmalen Pfad durchs halbhohe Gras, immer im Windschatten seines Vaters. Ein kleiner Bergsee, umgeben von Büschen und jungen Trauerweiden, verführte die Männer zu einem lauten Juchzer, der vom Berg zurückgeworfen wurde. Nach einer Weile probierte Schorschi den Effekt erneut, doch diesmal blieb das Echo aus. Auf dem See hatte sich in einer Ecke eine leichte Eisschicht gebildet.

Vor dem Schotterfeld wechselten sie die Position. Ottakring bereute nun, kein Seil mitgeführt zu haben, um den Jungen an sich zu binden und zu sichern. Der Hang war steiler, als er ihn in Erinnerung hatte. Die Sonne hatte den Reif auf den Steinen weggeschmolzen.

»Kommst du zurecht?«, fragte er leise, als er Schorschi nach vorn schob.

Der Bub schaute ihn an, als wollte er sagen: Hey Alter, was denkst du von mir?

Beide mussten grinsen.

Ottakring war erleichtert. Sein Sohn ging in Reichweite vor ihm. Vor ihnen senkte sich das Schotterfeld bis ins nächste Tal, stieg weiter drüben wieder an und leuchtete blendend weiß in der Sonne. Auf der anderen Seite, im Südwesten, wurden die Farben matt, und in der Ferne verschmolzen Wald und Berge mit dem blassen blauen Himmel. Genau über ihnen kreiste ein Habicht. Er stieß hohe, klagend pfeifende Laute aus.

»Schau mal, genau über uns fliegt ein Habicht«, machte er Schorschi aufmerksam.

Schorschi blickte nach oben. Als würde der Vogel es merken, klappte er die Schwinge zusammen und stürzte herunter, genau auf die Menschen zu. Schutzsuchend warf Schorschi die Arme nach oben. Er wedelte in der Luft herum und rief mit gellender Stimme: »Geh weg! Geh weg!«

Ottakring machte zwei Schritte, um seinen Sohn in den Arm zu nehmen. Doch Schorschi stürzte. Er verlor an dem steilen Hang das Gleichgewicht, fiel hin und rutschte nach unten weg.

»Papaaa! Papiii!«, kreischte er schrill. »Hilf mir!«

Das wollte der Papa auch. Als er das Unglück kommen sah, war er sofort nach vorn gesprungen und wollte den Bub festhalten. Doch es war zu spät, Schorschi segelte unter seinen Armen hindurch. Unter markerschütterndem Rufen

rutschte, glitt und schlitterte Schorschi immer weiter nach unten. Erst jetzt erkannte Ottakring, dass der Steilhang nicht bis ins Tal reichte, sondern, ähnlich einem Steinbruch, vorher in einem Abhang endete. Ottakring hätte gern sein Leben aufs Spiel gesetzt, um seinen Schorschi zu retten. Doch zu versuchen, dem Buben hinterherzurutschen, wäre unsinnig gewesen. Er hätte ihn nicht erreicht.

So musste der Vater mit vor Schreck geweiteten Augen miterleben, wie sein einziger Sohn gellend schrie und schrie und dem sicheren Tod entgegenschlitterte.

Nach Schorschis Absturz saß Ottakring am Boden, stützte die Ellbogen auf die Knie, hielt das Gesicht in beiden Händen und weinte. Die Sonne brach durch die Wolkendecke und ließ das Schotterfeld gleißend leuchten. Als schickte es sich an, weiß zu glühen und in Stücke zu zerspringen. Ottakring blickte nach oben, als die Sonne wieder hinter den Wolken verschwand und der Habicht höher und höher stieg. Er flog eine weite Kurve und stürzte mit jammernden Lauten in die Tiefe. Dorthin, wo das Schotterfeld beinahe senkrecht abstürzte.

Ottakring erholte sich davon nie mehr. Er gab sich selbst die Schuld an dem Unglück, seine Frau bezichtigte ihn der schweren Fahrlässigkeit, und er hatte lebenslang an dieser Last zu tragen. Schorschis Tod war der Auslöser für die spätere Scheidung gewesen, und er war die Ursache dafür, dass Josef Ottakring auch jetzt noch, viele Jahre später, nicht mehr ohne Schwindelgefühle in einen Abgrund blicken konnte.

Nach dem Besuch am Grab seines Sohnes am Rosenheimer Friedhof fuhr Josef Ottakring direkt zum Bahnhof, um Graumann abzuholen. Die Hündin war selbstverständlich mit dabei, wie immer und überall. Frau Huber war von Ottakring nicht mehr wegzudenken, sie waren ein Team.

Hans-Joachim Graumann hatte ihn um dieses Treffen gebeten. Ottakring wusste nur vage, worum es ging, es war etwas wegen Graumanns Sohn und dessen Frau. Auch hatte er nur eingewilligt, weil er und Graumann enge Schulfreunde gewesen waren; sie hatten mehrere Jahre nebeneinandergesessen und sogar die Tanzstunden zusammen absolviert.

»Ich hab dir vorsorglich ein Zimmer besorgt, du möchtest doch sicher übernachten?« Ottakring sah Graumann fragend an.

Der, ein Mann in Ottakrings Alter, eineinhalb Köpfe größer und breit wie ein Schrank, legte seinem Schulfreund den Arm um die Schulter. »Ja, gern. Morgen reise ich hoffentlich wieder ab. Wo können wir uns unterhalten? Mir liegt das sehr am Herzen.«

Er nahm den Arm von Ottakrings Schulter, ging in die Knie und wandte sich dem Hund zu. »Was ist das denn für ein Bär?«, fragte er zärtlich. »Man sieht die Augen ja nicht vor lauter Haarvorhang.«

Die Hündin machte zögernd einen Schritt auf ihn zu.

Ottakring schmunzelte. »Eine Bobtailhündin. Sie heißt Frau Huber.«

»Frau Huber?« Graumann erhob sich und lachte laut. »Wie kommst du auf so einen Namen?«

Ottakring erklärte es ihm. Schon früher habe er längere Zeit einen Hund gehabt, einen Schweizer Senn namens »Herr

Huber«, der eines unnatürlichen Todes gestorben war. Details verschwieg er. »Na ja, und von ›Herrn Huber‹ zu ›Frau Huber‹ ist's nicht weit. Das hat sich angeboten.«

Sie waren ein paar Schritte gegangen. Ottakring dehnte und schüttelte sich. Er überlegte kurz. »Ich denke, wir gehen in den Mangfallpark. Der liegt direkt am Fluss, man hat herrliche Blicke auf die Mangfall, den Inn und die Alpen. Und er ist weitläufig, man ist dort fast allein. Danach zeig ich dir mein Haus. Wenn wir Glück haben, kommt meine Frau heute schon früher heim. Dann lernst du Lola auch kennen.«

»Perfekt! Danke, dass du dir so viele Gedanken gemacht hast, Joe. Wollen wir gleich los? Ich hab nach der Zugfahrt richtig Lust, mir die Beine ein wenig zu vertreten.«

»Es ist wirklich schön hier. War das schon immer so?«

Ottakring lachte. »Nein. Wir haben dieses Erholungs-gelände der Landesgartenschau 2010 zu verdanken. Damals stand hier das reinste Blumenmeer. Komm, dort drüben am Fluss ist eine Bank. Wir setzen uns, und du erzählst mir, was genau du auf dem Herzen hast.«

Angedeutet hatte es Graumann schon. Er hatte vor drei Tagen angerufen. Seine Schwiegertochter sei irgendwie verhext, hatte Ottakring verstanden. Von bösen Geistern befallen oder so ähnlich, und er, Ottakring, könne da helfen. Aha. Er war gespannt. Als Exorzist wollte er schon immer mal arbeiten.

Sie saßen nebeneinander unter einer hohen, prächtigen Linde neben einem alten Mühlrad. Das Wasser rauschte an ihnen vorbei, die Sonne spiegelte sich, es war wie im Märchen. Frau Huber hatte den Kopf auf die Vorderpfoten gelegt und wirkte entspannt.

»Es geht um meinen Sohn«, begann Graumann. Dann verbesserte er sich. »Falsch. Um Fred geht es gar nicht. Vielmehr um seine Frau, sie heißt Lydia, geborene Eichbaum. Die beiden leben in Rosenheim. Für meine Begriffe steht Lydia

im Bann ihres Urgroßvaters. Lach mich jetzt nicht aus, mein Freund, denn Aaron Eichbaum ist lange tot. Die Eichbaums sind eine alte Rosenheimer Familie, Aaron war im letzten und vorletzten Jahrhundert ein bekannter und wohlhabender Kaufmann in der Stadt.«

Ottakring nickte heftig. Graumann hielt inne und sah ihn mit großen Augen an.

»Kennst du das Städtische Museum im Mittertor?«, fragte Ottakring. »Hängt da nicht ein Porträt von einem Eichbaum? Meinst du den?«

»Und ob ich das kenne! Ja, dort hängt ein altes Porträtfoto von ihm mit seiner Frau. Er hatte sich um die Stadt verdient gemacht, er bekam sogar die Bürgermedaille verliehen. Das war, bevor er ziemlich bald nach Beginn des Zweiten Weltkriegs in einem Konzentrationslager der Nazis verschwand. Niemand hörte je wieder etwas von ihm.«

»Das heißt, er blieb verschwunden?«

»Ja. Irgendwann wurde er dann für tot erklärt. Es gibt auch ein Grab von ihm am Rosenheimer Friedhof.«

Ottakring machte eine zweifelnde Miene.

»Na ja, einen bedeutenden Gedenkstein. Mehr ein symbolisches Grab. Sie haben eine Familienstätte, die Eichbaums.«

Ottakring hielt sich die Hand vor den Mund. Ein kleiner Hustenanfall überfiel ihn. Er rutschte unruhig hin und her. »Ich verstehe. Und du willst mich jetzt für die Grabpflege engagieren?«

Als ob die Hündin ihn verstünde, blickte sie zu Ottakring auf und bellte ihn verhalten an.

Graumann schien ungehalten. »Ich finde, darüber macht man keine Witze«, knurrte er mühsam beherrscht.

Ottakring hob beide Hände und verneigte sich leicht.

Frau Huber wedelte mit dem Schwanz.

»Also, jedenfalls kann man sagen, dass ihr Urgroßvater es Lydia angetan hat. Sie besucht ihn häufig auf dem Friedhof

und scheint etwas wie Befehle von ihm zu empfangen. So seltsam es klingt, sie scheint regelrecht auf ihn zu hören.«

Ottakring verstand. Er senkte den Kopf. »Und du willst, dass ich herausfinde, was es damit auf sich hat.«

»Genau. Ich bin auf dich zugekommen, weil wir uns Sorgen um Lydia machen. Mein Sohn und ich, wir fürchten, sie ist suizidgefährdet.«

Langsam hatte sich Ottakring erhoben. Er schaute hinauf zum Himmel, die dunklen Wolkengebilde waren nach allen Seiten zerstreut, das Blau setzte sich langsam wieder durch. Erste Sonnenflecken legten sich auf die Buchen und Linden über ihnen. Die Bäume schienen sich aufzurecken, alles atmete durch, drunten am Flussufer war ein Trupp Männer mit irgendwelchen Auf- oder Abräumarbeiten beschäftigt.

Der Hund schien nur darauf gewartet zu haben, wieder in Bewegung zu geraten. Freudig bellend umkreiste er die beiden Männer, dann fetzte er voraus. Ottakring war sicher, dass Frau Huber nicht außer Sichtweite geraten würde. Sie hatte viel zu viel Angst davor, ihn, ihren Herrn, zu verlieren.

»Soll ich dir das Grab zeigen?«, fragte Graumann. »Wir können gleich zum Friedhof fahren.«

Der Kriminalrat winkte ab. »Hab ich denn überhaupt schon zugesagt?« Es sollte nicht schnippisch klingen.

Tat es aber. Graumann blieb stehen und sah Ottakring in die Augen. Er schien etwas erwidern zu wollen, schwieg dann aber.

»Gib mir Zeit bis morgen«, beschwichtigte Ottakring. »Ich muss mich auch mit Lola beraten. Wir sind erst von einer Kreuzfahrt zurückgekehrt.«

»Na klar machst du das«, erklärte Lola Herrenhaus bestimmt. »Das kommt doch wie gerufen. Endlich mal etwas ohne Lei-

chen und Action. Habt ihr schon übers Honorar gesprochen? Aus lauter Gaudi wirst du ja nicht arbeiten.«

Meine praktische Lola, dachte Ottakring. Er liebte ihre weiche, dunkle Stimme, die großen blauen Augen und die etwas zu dick geratene Stupsnase, in die sich so gut beißen ließ. Er und Lola saßen auf der Terrasse ihres Hauses im Innental mit einem spektakulären Blick auf die Innentalberge und das Massiv des Wilden Kaisers. Wieder einmal freuten sie sich daran, wie hügelig die gesamte Region war, wie weit das Tal und wie zerklüftet der Kaiser. An den Fenstern im Obergeschoss flatterten blaue Vorhänge im Föhnwind. Es war außergewöhnlich warm.

Einem plötzlichen Entschluss folgend kramte Ottakring sein Handy hervor und drückte Graumanns Nummer, die er gespeichert hatte.

»Joe hier. Störe ich? Nein? Hör zu, ich habe mit Lola gesprochen. Also wenn es dir so wichtig ist, will ich dir helfen, kann natürlich nichts versprechen. Du musst mir etwas mehr über deine Lydia erzählen, auch über Fred möchte ich mir noch ein detailliertes Bild machen. Wollen wir uns morgen beim Flötzinger treffen? Sagen wir, gegen halb elf?«

»Flötzinger?«

Ottakring beschrieb ihm die Lage in Rosenheim. »Der Flötzinger« war ein weit über Rosenheims Grenzen hinaus bekanntes Wirtshaus mit einem begehrten Biergarten. Ohne Reservierung war dort kaum ein Platz zu bekommen. Doch für halb elf in der Früh ging Ottakring das Risiko ein, diesem Grundsatz zuwiderzuhandeln.

Ottakring behielt recht, nur drei, vier Tische waren besetzt. Er trank ein Weißbier und teilte sich mit Graumann eine Butterbrezn. Graumann hatte einen Cappuccino bestellt. Die

Fragen des Kriminalrats wurden beantwortet. Zum Beispiel die Frage nach Lydias Familie.

»Aaron Eichbaum war zu jener Zeit ein bedeutender Mann in der Stadt«, betonte Graumann noch einmal.

Ottakring nickte gelangweilt. »Und?«, fragte er nach.

»Und Lydia wuchs mehr bei den Großeltern als bei den Eltern auf. Dort wurde viel über Aaron gesprochen. So viel, dass Lydia ihren toten Urgroßvater schon als kleines Kind verehrte. Die Haushälterin im großväterlichen Haus war wie ein Kindermädchen für sie. Sie kochte für sie, machte ihre Wäsche, brachte sie später zur Schule.«

»Und diese Anhänglichkeit behielt sie zeitlebens bei?«, wollte Ottakring wissen.

»Richtig! Offenbar hat sie damals ihren Großvater restlos mit Aaron identifiziert. Sie begann, mit ihm zu sprechen, und hat ihn so genannt wie ihren Großvater: Opi. Und dieser Opi redete auch mit ihr. Mach mal dies, mach mal jenes. Geh hierhin oder dorthin. Aarons Wort war für sie Befehl. Ohne dass sie sich gezwungen fühlte.«

In Ottakring rumorte es. Die Zeit wurde lebendig in ihm. Er konnte sich die Situation gut vorstellen, sie war ihm nicht fremd, er selbst hatte Ähnliches erlebt. »Opi hat sie ihren Urgroßvater also genannt?«

Graumann musste lachen. »Opi« hat sie ihn gerufen, »Opi.« Er lehnte sich zurück und blickte seinem Schulfreund direkt in die Augen. »Sie nennt ihn noch heute Opi.« Bedeutungsvoll sah er den Kriminalrat an, als er fortfuhr. »Wenn sie mit ihm redet. Am Grab. Oder im Museum. Oder an seinem Haus. Dann spricht sie ihn noch heute mit Opi an.«

Ottakring nahm sich vor, diese Tatsache selbst zu überprüfen. »Was erwartet ihr nun von mir?«, wollte er wissen.

Der Wind wehte schwach durch die geöffneten Fenster ins Lokal, Graumann strich sich übers Haar. »Das ist leicht zu beantworten. Wie gesagt, mein Sohn und ich halten Lydia

für suizidgefährdet, sie hat's schon zweimal versucht. Nun wirst du dich fragen, warum wir Lydia nicht zu einem Psychologen schicken. Die Antwort ist: Nicht ums Verrecken will sie den Gang zum Klapsdoktor machen, wie sie den Beruf bezeichnet. Ich kann's in gewisser Weise auch verstehen. Unser Wunsch ist es, dass du dich einfach ein bisserl um sie kümmerst, sie bewachst, soweit das möglich ist, und sie beschützt, wenn es nötig sein sollte.« Graumann wirkte müde und erschöpft. »Selbstverständlich«, fuhr er fort, »kannst du nicht vierundzwanzig Stunden um sie sein, das ist uns klar. Aber du bist ein erfahrener Kriminalist, ein Ass auf deinem Gebiet, mit einem Gespür für Gefahrensituationen, darauf möchten wir setzen.«

Er stand auf und ging ein paar Schritte auf und ab. Schließlich blieb er breitbeinig vor Ottakring stehen und blickte auf ihn hinab. Auf jeden anderen hätte er mit seiner Größe und Wucht bedrohlich, ja furchteinflößend gewirkt. »Mein Sohn hat momentan viel zu tun. Deshalb bitten wir dich, diesen Job für eine Weile zu übernehmen. Machst du mit?«

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Ottakring hatte längst alles geplant. Einen näheren Überblick würde er sich selbst verschaffen. Wenn er sehr ehrlich zu sich war, konnte er froh sein, solch einen Beschattungsauftrag in der Tasche zu haben. Lola hatte ihn darin bestärkt. Sie waren sich einig und schüttelten sich die Hand.

Als Ottakring den letzten Schluck Weißbier genommen hatte, läutete er schon zum Aufbruch. Er ließ es sich nicht nehmen, seinem Spezl eine kleine Führung durch die Innenstadt und Rosenheims Geschichte zu geben. Er untermalte seine Worte mit großem Stolz und hielt nicht mit zahlreichen Superlativen hinterm Berg. Graumann sprach kaum ein Wort. Er wirkte unkonzentriert.

»Was ist?«, bohrte Ottakring. »Was hast du? Dich bedrückt doch was.«

Graumann seufzte unverhohlen. Es entstand eine längere Pause. »Es ist wegen Lydia«, sagte er. Drei senkrechte Falten hatten sich über seiner Nasenwurzel gebildet. »Das Wichtigste habe ich dir noch nicht gesagt.« Dann schwieg er wieder.

»Ja?«, sagte Ottakring nach einer Weile. Er war unwirsch. Nachkarteln war etwas, das ihm völlig gegen den Strich ging. »Ich höre.«

»Lydia ist seit zwei Tagen verschwunden.«

Ottakring schluckte. Wofür hielt der Mann ihn?, fragte er sich. Und sagte laut: »Hans, ich war Chef der Mordkommission. Nicht der Vermisstenstelle. Die wird von einer Frau geleitet. Von einer sehr fähigen sogar.«

Im Weitergehen legte Graumann seinem Schulfreund eine Hand um die Schulter. »Versteh mich nicht falsch, Joe. Ich habe nicht um dieses Treffen gebeten, damit du meine Schwiegertochter suchst. Sie wird wieder auftauchen, und dann sollst du ihr folgen. Sie abschirmen. Du hast mich aber gefragt, was mir auf der Seele liegt. Es belastet mich halt, dass niemand weiß, wo sie momentan ist.«

Das ist alles etwas wirr, dachte Ottakring. Macht Graumann sich nun Sorgen um diese Lydia, weil sie suizidgefährdet ist, oder einfach, weil sie abgehauen ist und sich nicht abmeldet hat?

Er war ein Mann der Tat. Wenn er sich einmal auf einen Fall oder ein Projekt eingelassen hatte, war er es gewohnt, die Ärmel hochzukrempeln und auf der Stelle zuzupacken. »Wurde schon eine Vermisstenanzeige aufgegeben?«, fragte er.

Er hatte den Eindruck, dass Graumann einen Augenblick zu zögern schien. Doch dann antwortete er mit einem klaren »Nein!«.

»Sicher?«, fragte Ottakring zurück.

»Ja. Ganz sicher.«